

JOHN MADDOX ROBERTS
Der Musentempel

Buch

Decius Caecilius Metellus nimmt die Gelegenheit dankbar wahr, im Rahmen einer diplomatischen Mission nach Alexandria zu reisen. Doch auch in der faszinierenden ägyptischen Stadt entgeht er nicht den Fangarmen des Verbrechens. Schon bald steckt er in den Ermittlungen um den höchst merkwürdigen Tod eines jähzornigen Philosophen. Als dann noch die Leiche einer Kurtisane in seinem Bett gefunden wird, findet sich Decius inmitten einer Verschwörung wieder, die weit gefährlicher ist, als er es sich je ausgemalt hätte: Das Schicksal seines geliebten Rom steht auf dem Spiel – ja, das gesamte römische Imperium ist bedroht...

Autor

John Maddox Roberts, 1947 in Ohio geboren, machte sich zunächst als Autor zahlreicher Science-Fiction-Romane einen Namen. Sein erster historischer Kriminalroman »SPQR« wurde 1991 für den Edgar-Allan-Poe-Award nominiert und war der Beginn einer Serie ausgesprochen erfolgreicher Romane mit dem Helden Decius Caecilius Metellus.

Außerdem von John Maddox Roberts bei Goldmann lieferbar:

Der Fessel des Clodius. Ein Krimi aus dem alten Rom (41450)

Tod eines Centurio. Ein Krimi aus dem alten Rom (42760)

Der Fluch des Volkstribun. Ein Krimi aus dem alten Rom (43190)

Die Rache der Flußgötter. Ein Krimi aus dem alten Rom (43636)

Die Schiffe der Kleopatra. Ein Krimi aus dem alten Rom (44118)

Im Namen Caesars. Ein Krimi aus dem alten Rom (44517)

Mord am Vesuv. Ein Krimi aus dem alten Rom (44773)

**JOHN MADDOX
ROBERTS
DER MUSENTEMPEL**

Ein Krimi aus dem alten Alexandria
SPQR

Aus dem Amerikanischen von
Kristian Lutze

PORTOBELLO

Die Originalausgabe erschien unter dem Titel »The Temple of the Muses«
bei Avon Books, New York

Umwelthinweis:

Alle bedruckten Materialien dieses Taschenbuches
sind chlorfrei und umweltschonend.

Portobello Taschenbücher erscheinen im Goldmann Verlag,
einem Unternehmen der Verlagsgruppe Random House GmbH

Einmalige Sonderausgabe April 2004

Copyright © der Originalausgabe 1992 by John Maddox Roberts

Published by Arrangement with John Maddox Roberts

Copyright © der deutschsprachigen Ausgabe 1993

by Wilhelm Goldmann Verlag, München,

in der Verlagsgruppe Random House GmbH

Dieses Werk wurde vermittelt durch die

Literarische Agentur Thomas Schlück GmbH, 30827 Garbsen

Umschlaggestaltung: Design Team München

Umschlagfoto: AKG-Images

Druck: GGP Media, Pöbneck

Verlagsnummer: 55358

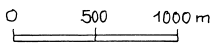
An · Herstellung: Lisa Weber

Made in Germany

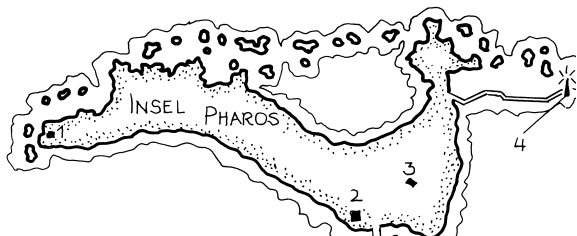
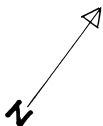
ISBN 3-442-55358-X

www.portobello-verlag.de

SPQR



MITTELMEER



HEPTASTADION

PORTUS EUNOSTOS

PORTUS
MAGNUS

BRÜCKE



8

9

11

10

19

23

KANAL

RHAKOTIS

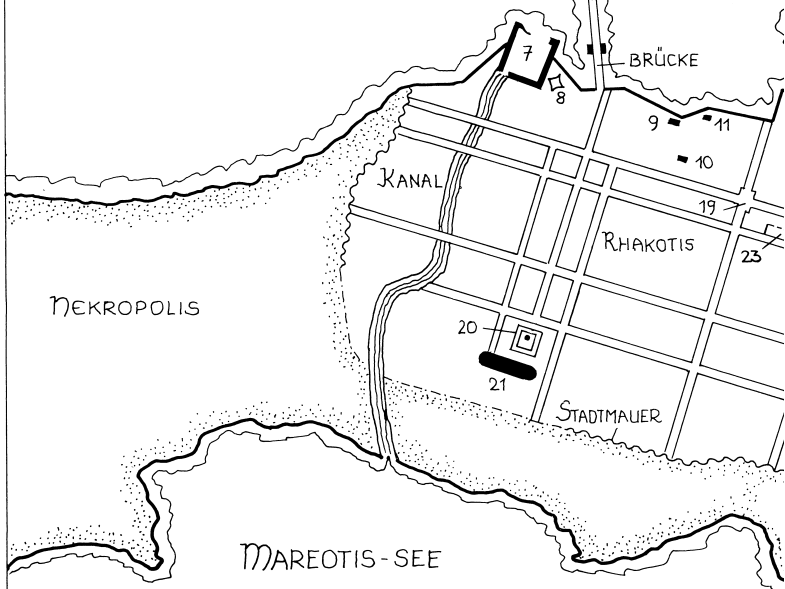
NEKROPOLIS

20

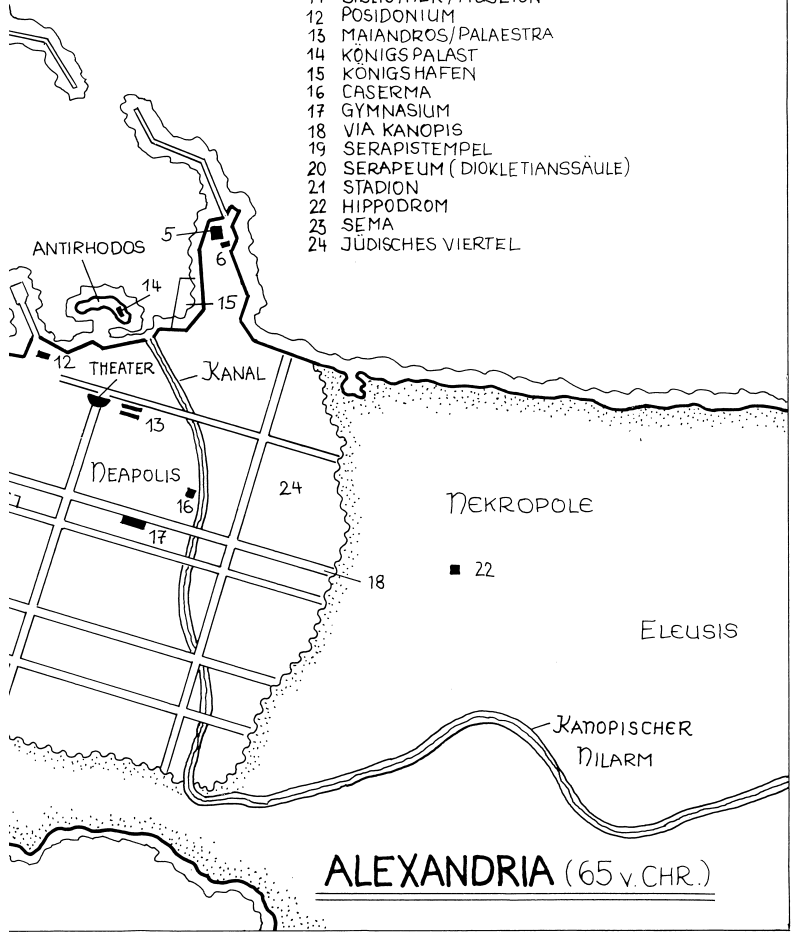
21

STADTMAUER

MAREOTIS-SEE



- 1 POSEIDONTEMPEL
- 2 FORT
- 3 TEMPEL DER ISIS PHARIA
- 4 DER LEUCHTTURM VON PHAROS
- 5 PALAST
- 6 TEMPEL DER ISIS LOCHIAS
- 7 KIBOTOS
- 8 TEMPEL
- 9 ARSINOEION
- 10 TEMPEL
- 11 BIBLIOTHEK / MUSEION
- 12 POSIDONIUM
- 13 MAIANDROS / PALAESTRA
- 14 KÖNIGSPALAST
- 15 KÖNIGSHAFEN
- 16 CASERMA
- 17 GYMNASIUM
- 18 VIA KANOPI
- 19 SERAPISTEMPEL
- 20 SERAPEUM (DIOKLETIANSSÄULE)
- 21 STADION
- 22 HIPPODROM
- 23 SEMA
- 24 JÜDISCHES VIERTEL



ALEXANDRIA (65 v. CHR.)

Ich habe nie zu den Menschen gehört, die glauben, es ist besser, tot zu sein, als Rom zu verlassen. Ich bin vielmehr des öfteren aus Rom geflohen, um mein Leben zu retten. Doch Leben außerhalb der Stadt war für mich gewöhnlich so, wie ich mir den Zustand, lebendig begraben zu sein, vorstelle, ein transstyxischer, jenseitiger Stillstand allen Lebens, verbunden mit dem Gefühl, daß alles Wichtige weit weg geschieht. Aber es gibt auch Ausnahmen, und eine davon ist Alexandria.

Ich kann mich noch an meinen ersten Blick auf die Stadt erinnern, als ob es gestern gewesen wäre, nur daß ich von gestern gar nichts mehr weiß. Wenn man sich vom Meer her näherte, sah man natürlich nicht als erstes die Stadt. Man sah Pharos.

Er tauchte als Fleck am Horizont auf, als wir noch mehr als zwanzig Meilen entfernt auf dem offenen Meer waren, über das wir törichterweise gekommen waren, anstatt wie vernünftige Menschen an der Küste entlangzusteuern. Um das Maß unserer Torheit vollzumachen, waren wir nicht mit einem starkmastigen Handelsschiff unterwegs, dem ein Sturm auf offener See nichts anhaben konnte, sondern auf einer prächtigen Kriegsgaleere, die mit so viel Farbe und Gold verziert war, daß ein weniger protziges Schiff allein bei seinem Anblick versunken wäre. Am Bug, direkt über der Ramme, war ein Paar goldener Krokodile angebracht, aus deren Rachen Gischt wie Rauch strömte, während die aus dem Wasser aufblitzenden Ruder uns über die Wellen trieben.

»Dort ist Alexandria!« sagte unser Navigator, ein wettergegerbter Zypriote in römischer Uniform.

»Gute Zeit«, grunzte mein hochgestellter Verwandter Metellus Creticus. Wie die meisten Römer haßten wir das Meer und alles, was mit dem Reisen zu Wasser in Verbindung stand. Deswegen hatten wir uns auch für die gefährlichste Route nach Ägypten entschieden. Sie war die kürzeste. Und es gibt nichts, was auf dem Wasser schneller wäre als eine römische Triere unter allen Rudern, und wir hatten die Ruderer seit unserer Abfahrt in Massilia kräftig schwitzen lassen. Wir waren auf einer mühseligen Mission zu einem Haufen unzufriedener Gallier unterwegs gewesen, die wir davon abhalten wollten, sich den Helvetiern anzuschließen. Ich kann Gallier nicht ausstehen und war hocherfreut, als Creticus einen Sonderauftrag vom Senat erhielt, der ihn auf eine neue Mission nach Ägypten sandte.

Vor dem Mast der Galeere war eine hinreißende Miniaturburg errichtet, und ich erklomm die Kampfplattform, um eine bessere Sicht zu haben. Binnen Minuten wurde der Fleck eine erkennbare Rauchsäule, und wenig später war der ganze Turm sichtbar. Vom offenen Meer her kommend, gab es nichts, was uns eine Vorstellung von der wahren Größe des Bauwerks hätte geben können, und es war schwer zu glauben, daß dieses Ding eines der sieben Weltwunder sein sollte.

»Das soll der berühmte Leuchtturm sein?« fragte jetzt auch mein Sklave Hermes. Unsicher hatte er die Plattform nach mir erklommen. Er war noch schlimmer seekrank als ich, was mir eine gewisse Befriedigung verschaffte.

»Ich habe gehört, von nahem soll er weit beeindruckender sein«, versicherte ich ihm. Zuerst sah er aus wie eine schlanke Säule, die im gleißenden Licht der Mittagssonne strahlend weiß leuchtete. Als wir näher kamen, erkannte ich, daß ein schmaler

Säulenschaft auf einem breiteren stand, der wiederum auf einer noch breiteren Plattform fußte. Dann sahen wir die Insel selbst, und ich bekam eine Ahnung, wie riesig der Leuchtturm war, denn er dominierte die gesamte Insel Pharos, die selbst groß genug war, die Sicht auf die ganze große Stadt Alexandria zu verdecken.

Der Pharos stand am äußersten östlichen Ende der Insel, und auf diese Landzunge steuerten wir zu, weil wir den Großen Hafen anlaufen wollten. Hinter dem westlichsten Zipfel der Insel lag der Eunostos-Hafen, der Hafen zur glücklichen Heimkehr, von dem aus Schiffe in einen Kanal einlaufen konnten, der die Stadt mit dem Nil verband, oder auf dem Mareotis-See in südlicher Richtung weitersegeln konnten. Deswegen war der Eunostos-Hafen auch der bevorzugte Handelshafen der Stadt. Aber da wir uns auf regierungsamtlicher Mission befanden, sollten wir im Palast empfangen werden, der direkt am Großen Hafen lag.

Als wir den östlichen Zipfel der Insel umfuhren, reckte Hermes seinen Hals, um zur Spitze des Leuchtturms aufzublicken, die aus einer Art Glashaus bestand, aus dem Flammen und Rauchschwaden in eine leichte Briste wehten.

»Er ist doch ziemlich hoch«, räumte Hermes ein.

»Angeblich über hundert Meter«, bestätigte ich. Die alten Diadochen, die nach Alexander kamen, bauten in einer Größenordnung, die es mit den Pharaonen aufnehmen konnte. Deren gigantische Grabstätten, Tempel und Denkmäler waren zu nichts im besonderen nutze, aber sie waren beeindruckend, was auch ihr Hauptanliegen war. Wir Römer konnten das gut verstehen. Es ist wichtig, Menschen zu beeindrucken. Wir zogen natürlich nützlichere Dinge wie Straßen, Aquädukte und Brücken vor. Zumindest der Pharos war ein wahrhaft nützliches Bauwerk, wenn auch ein wenig zu groß geraten.

Als wir zwischen dem Pharos und Kap Lochias hindurchfahren, bot sich uns ein erster, in der Tat atemberaubender Anblick der Stadt dar. Alexandria lag auf einer Landenge zwischen Mareotis-See und dem Meer, direkt westlich des Nildeltas. Alexander hatte diesen Platz ausgesucht, damit seine neue Hauptstadt Teil der hellenistischen Welt blieb und nicht im priesterverrückten Ägypten lag; ein weiser Entschluß. Die ganze Stadt war aus weißem Stein erbaut worden, was einen verblüffenden Effekt zeitigte. Es sah nicht aus wie eine reale Stadt, sondern eher wie das Idealmodell einer solchen. Rom ist keine schöne Stadt, obwohl es über ein paar prachtvolle Bauwerke verfügt. Alexandria hingegen war von unvergleichlicher Schönheit. Hier lebten mehr Menschen als in Rom, trotzdem machte die Stadt keinen überbevölkerten oder ausufernden Eindruck. Alexandria war von Anfang an als große Stadt geplant worden. Auf dem flachen Stückchen Land waren alle größeren Gebäude vom Hafen aus klar zu erkennen, vom riesigen Tempel des Serapis in den westlichen Vierteln bis zu jenem seltsamen, künstlichen Hügel und dem Tempel des Paneion im Osten.

Der größte Gebäudekomplex war der Palast, der sich an der sichelartig geschwungenen Küstenlinie des Kap Lochias erstreckte. Es gab sogar eine Palastinsel und einen eigenen Hafen, der dem Palast vorgegliedert war. Die Ptolemäer hatten es gern stilvoll.

Ich stieg zum Deck hinab und schickte Hermes los, um meine beste Toga zu holen. Die Marinesoldaten an Deck polierten ihre Rüstung, aber da es sich bei unserer Mission um eine diplomatische handelte, würden Creticus und ich keine Militäruniformen tragen.

In unserer besten Kleidung gewandet und von unserer Ehrengarde flankiert, steuerten wir das Dock unweit des Mondtores an.

Über dem Tor thronte die Gestalt der schönen, aber extrem in die Länge gezogenen Göttin Nut, der ägyptischen Göttin des Himmels. Ihre Füße standen auf einer Seite des Tores, und ihr langgestreckter Körper wölbte sich in hohem Bogen, so daß sie sich mit ihren Fingerspitzen auf der anderen Seite abstützte. Ihr Körper war tiefblau und mit Sternen übersät, und in dem Bogen hing ein riesiger, nach Art der Sonnenscheibe gestalteter Alarmgong. Diese Spuren ägyptischer Religion sollten mir überall in Alexandria begegnen, das ansonsten eine durch und durch griechische Stadt war.

Wir preschten auf den steinernen Pier zu, als hätten wir vor, ihn zu rammen und zu versenken. Im allerletzten Moment bellte der Navigator ein Kommando, die Ruder tauchten ins Wasser und blieben dort, wodurch sie eine breite Gischtspur aufwirbelten. Das Schiff verlor schlagartig an Fahrt und legte sanft an der Ufermauer an.

»Man hätte eine Rose an die Ramme binden können, und sie hätte kein Blütenblatt verloren«, stellte der Navigator etwas übertrieben, wenn auch mit einer gewissen Berechtigung, fest. Die Ruder wurden eingeholt, Leinen an Land geworfen, die Triere wurde an den Pier gezogen und vertäut. Mit Hilfe eines Kranes wurde die große Landebrücke auf das Pflaster herabgelassen, und die Marinesoldaten nahmen mit in der Sonne blitzenden Bronzebrustpanzern am Geländer Aufstellung.

Aus der Stadt war eine Delegation eingetroffen, um uns zu begrüßen, eine gemischte Gruppe aus Höflingen in ägyptischen Gewändern und den bei der Botschaft tätigen Römern in Togen. Die Ägypter hatten es nicht versäumt, für Unterhaltung zu sorgen. Sie hatten Akrobaten und trainierte Esel aufgeboden sowie etliche nackte Mädchen, die schlüpfrige Verrenkungen vollführten. Die Römer wirkten im ganzen würdiger, auch wenn einige

von ihnen schwankten und zu dieser frühen Stunde offenbar bereits betrunken waren.

»Ich glaube, hier wird es mir gefallen«, sagte ich, als wir die Brücke hinabschritten.

»Typisch«, sagte Creticus. In jenen Tagen hatte meine Familie keine besonders hohe Meinung von mir. Trommeln dröhnten, Pfeifen schrillten und Sistra klapperten, während Knaben Weihrauchfäßchen schwenkten und uns in Wolken wohlriechenden Qualms hüllten. Creticus ließ all das mit angemessenem Stoizismus über sich ergehen, während ich total begeistert war.

»Willkommen in Alexandria, edler Senator Metellus!« rief ein großer Mann in einem blauen Gewand mit zahlreichen Goldborden. Er meinte Creticus, nicht mich. »Willkommen, Quintus Caecilius Metellus, Eroberer Kretas!« Es war zwar kein besonders spektakulärer Krieg gewesen, aber der Senat hatte ihm den Titel verliehen und einen Triumph genehmigt. »Ich, Polynexus, Dritter Eunuch am Hofe Königs Philopator Neos Dionysos, dem zwölften Ptolemäer, heiße dich in Alexandria willkommen und gewähre dir uneingeschränkte Bewegungsfreiheit in unserer Stadt und unserem Palast, in Anerkennung der tiefen Liebe und Ehrerbietung, die schon so lange zwischen Rom und Ägypten herrschen.« Polynexus trug, wie die anderen ägyptischen Offiziellen auch, eine schwarze, quadratisch geschnittene ägyptische Perücke, dick aufgetragenen Lidschatten und Rouge auf Wangen und Lippen.

»Was ist ein Dritter Eunuch?« fragte mich Hermes leise. »Haben die Eunuchen Eins und Zwei jeweils einen Hoden oder was?« Das hatte ich mich, ehrlich gesagt, auch schon gefragt.

»Im Namen des Senates und des Volkes von Rom«, sagte Creticus, »bin ich ermächtigt und in der ehrenvollen Position, euch die große Wertschätzung auszudrücken, die wir stets für König

Ptolemaios, die Adeligen und das Volk Ägyptens empfunden haben.« Die Höflinge klatschten und schnatterten wie ein Schwarm dressierter Tauben.

»Dann sei so gut und begleite uns zum Palast, wo man zu deinen Ehren ein Bankett geben wird.« Das hörte sich schon besser an. Sobald ich meine Füße wieder auf festen Boden gesetzt hatte, war mein Appetit zurückgekehrt. Begleitet von Trommel-, Flöten-, Sistrum- und Zymbelklängen durchschritten wir das Mondtor. Einige der Römer scharten sich um uns, und ich entdeckte ein bekanntes Gesicht. Es war ein Cousin aus dem Caecilischen Gens, der wegen seines roten Haares den Spitznamen Rufus trug. Er war nicht nur rothaarig, sondern auch noch Linkshänder und hatte mit dieser Kombination absolut keine Zukunft in der römischen Politik, so daß man ihn ständig zum Dienst im Ausland abkommandierte. Er klopfte mir auf die Schulter und hauchte mir eine Weinfahne ins Gesicht.

»Schön, dich zu sehen, Decius. Hast du dich in Rom wieder mal unbeliebt gemacht?«

»Die alten Herren haben entschieden, daß für mich der geeignete Zeitpunkt gekommen wäre, die Stadt zu verlassen. Clodius hat endlich seinen Übertritt zum Plebs durchbekommen und kandidiert jetzt als Tribun. Wenn er gewählt wird, kann ich auch im nächsten Jahr nicht nach Hause zurückkehren. Er wird zu mächtig sein.«

»Das ist bitter«, sagte Rufus. »Aber du hast soeben den einzigen Ort auf der Welt gefunden, an dem du Rom nicht vermissen wirst.«

»So gut?« fragte ich, und der Gedanke hellte meine Miene auf.

»Unglaublich. Das Klima ist das ganze Jahr über wunderbar, jede nur erdenkliche Ausschweifung ist hier für billiges Geld zu haben, die öffentlichen Spektakel sind fantastisch, vor allem die

Rennen, das süße Leben endet nicht, bloß weil die Sonne untergeht, und, Decius, mein Freund, du hast dir noch nie den Hintern küssen lassen, solange du ihn dir nicht von den Ägyptern hast küssen lassen. Sie glauben, jeder Römer ist ein Gott.«

»Ich werde mich bemühen, sie nicht zu enttäuschen«, sagte ich.

»Und die Straßen sind sauber. Nicht, daß du laufen mußt, wenn du nicht magst.« Er wies auf die Sänften, die uns direkt hinter dem Mondtor erwarteten. Ich gaffte wie ein Bauerntrommel, der zum ersten Mal das Capitol sieht.

Ich war natürlich schon früher in Sänften getragen worden. Der Typ, den wir in Rom benutzten, wurde von zwei oder vier Trägern getragen und stellte eine langsame, aber würdevolle Alternative zum Stapfen durch Matsch und Müll dar. Diese Modelle waren etwas anders. Zunächst wurde jede Sänfte von mindestens fünfzig Nubiern getragen, die Stangen von der Länge eines Schiffsmastes schulterten. Es gab Sitzplätze für mindestens zehn Passagiere, die man über eine kurze Treppe erreichte. Auf diesen Plätzen saß man bei geschulterter Sänfte höher als die Fenster im ersten Stock der umliegenden Gebäude.

Der Sitz, auf den man mich führte, war aus Ebenholz, mit Elfenbeinintarsien verziert und mit Leopardenfellen behängt. Eine über meinen Kopf gespannte Plane schützte mich vor der Sonne, während mir ein mit einem Federfächer ausgestatteter Sklave frische Luft zufächelte und die Fliegen in Schach hielt. Das war unbedingt eine Verbesserung gegenüber den Galliern. Zu meiner Erleichterung nahmen Creticus und die Eunuchen die andere Sänfte. Die Musiker fanden auf den niederen Rängen der Sänften Platz, während die Tänzerinnen und Akrobaten zwischen den Stangen umhertollten, wundersamerweise ohne den Trägern vor die Füße zu laufen. Dann brachen wir auf, wie Standbilder von

Göttern, die in einer heiligen Prozession durch die Straßen getragen wurden.

Von meinem Aussichtspunkt konnte ich unmittelbar erkennen, wie solch riesige Gefährte die Stadt durchqueren konnten. Die Straßen waren breit und absolut gerade, etwas in Rom völlig Unbekanntes. Die Straße, auf der wir uns befanden, verlief von Norden nach Süden quer durch die Stadt.

»Das ist die Straße des Soma«, erklärte Rufus mir und zog einen Weinkrug unter seinem Sitz hervor. Er goß einen Becher voll und gab ihn mir. »Der Soma ist Alexanders Grabstätte. Sie liegt nicht direkt an der Straße, aber ganz in der Nähe.« Wir passierten eine Reihe von Querstraßen, ebenfalls völlig gerade, allerdings nicht so breit wie die, auf der wir uns befanden. Alle Gebäude waren aus weißem Stein und von derselben hohen Qualität, ganz anders als in Rom, wo Villen und Elendsquartiere in einem Straßenzug nebeneinanderstehen. Wie ich später erfahren sollte, waren alle Gebäude in Alexandria komplett aus Stein erbaut, ohne Fensterrahmen, Fußböden oder Dächer aus Holz. Die Stadt war absolut feuerfest.

Wir kamen zu einer Querstraße, die sogar noch breiter war als die, auf der wir uns befanden. Hier bogen die Sänften in östlicher Richtung ab wie Schiffe, die im Wind wendeten. Menschenmassen in den Straßen jubelten unserer kleinen Prozession zu, um so lauter, so kam es mir vor, wenn sie die charakteristische römische Tracht erblickten. Es gab auch Ausnahmen, wie etwa die anscheinbar jeder Straßenecke stehenden Soldaten, die uns mürisch musterten. Ich erkundigte mich nach ihnen.

»Makedonier«, sagte Rufus. »Nicht zu verwechseln mit den degenerierten Makedoniern bei Hof. Diese hier sind Barbaren aus dem Bergland.«

»Makedonien ist seit den Tagen von Aemilius Paullus eine rö-

mische Provinz«, sagte ich. »Wie kommt es, daß sie hier eine Armee haben?«

»Es handelt sich um Söldner in Diensten der Ptolemäer. Sie mögen die Römer nicht besonders.«

Ich hielt ihm meinen Becher zum Nachschenken hin. »Warum sollten sie auch, wenn man bedenkt, wie oft wir sie geschlagen haben. Das letzte, was ich gehört habe, ist, daß sie sich noch immer im Aufstand gegen Rom befinden. Sie haben Antonius Hybrida verjagt.«

»Das sind rauhe Burschen«, meinte Rufus. »Am besten geht man ihnen aus dem Weg.«

Abgesehen von den mißmutigen Soldaten, schien die Bürgerschaft ein fröhlicher und kosmopolitischer Haufen zu sein. Ich hatte noch nie eine derartig bunte Mischung aus Haut-, Haar- und Augenfarben gesehen, es sei denn auf einem Sklavenmarkt. Griechische Kleidung war vorherrschend, aber darüber hinaus gab es Gewänder aus aller Herren Länder, von wüstentauglichen Wickelroben bis zu Fellen und Federn. Der Effekt all des weißen Steins wurde durch die Massen von Grünzeug, das von Balkonen und Dachgärten hing, etwas abgeschwächt. Die Vasen waren mit Blumen gefüllt, und überall hingen üppige Festtagsgirlanden.

Es gab jede Menge Tempel für griechische, orientalische und ägyptische Gottheiten. Es gab sogar einen Tempel der Roma, ein Beispiel jenes Sockelküssens, in dem die Ägypter sich so hervortaten. Die Hauptgottheit der Stadt war jedoch Serapis, ein Gott, der speziell für Alexandria erfunden worden war. Sein Tempel, das Serapeion, war einer der berühmtesten auf der ganzen Welt. Die Architektur war griechisch, aber er war mit ägyptischen Ornamenten und zahlreichen Hieroglyphen großzügig ausgeschmückt.

Vor uns ertönte der Klang einer Kapelle, die noch mehr Lärm

veranstaltete als unsere eigene. Aus einer Seitenstraße tauchte eine wilde Prozession auf, und die Sänfenträger der höfischen Fraktion kamen zum Stehen, um ihr den Vortritt zu lassen. Eine große Menge ekstatischer Götzendiener strömte auf den breiten Boulevard, viele von ihnen nur mit knappen Ziegenfellen bekleidet, die Haare gelöst und zum Schlag der Tamburine wild umherwirbelnd. Andere, weniger schwachsinnige Beter trugen weiße Gazegewänder und spielten Harfen, Flöten und unsichtbare Sistra. Ich beobachtete das Schauspiel mit Interesse, denn ich hatte damals den hellenistischen Teil der Welt noch nie bereist, und in Rom waren dionysische Feiern schon lange verboten.

»Die wieder«, bemerkte Rufus angewidert.

»In Rom würde man sie aus der Stadt vertreiben«, sagte ein Sekretär der Botschaft.

»Sind das Maenaden?« fragte ich. »Es ist doch gar nicht die Jahreszeit für ihre Rituale.« Ich bemerkte, daß einige junge Männer bedrohlich mit Schlangen herumfuchtelten, unter ihnen einige kahlgeschorene Knaben, die den Eindruck machten, als hätte man sie gerade heftig auf die Schädelbasis geschlagen.

»Nichts derart Ehrwürdiges«, sagte Rufus. »Dies sind die Anhänger von Ataxas.«

»Ist das eine lokale Gottheit?« erkundigte ich mich.

»Nein, er ist ein Heiliger aus Asia Minor. Die Stadt ist voll von Männern seiner Art. Er hält sich schon ein paar Jahre in Alexandria auf und hat eine große Schar von Anhängern. Er wirkt Wunder, sagt die Zukunft voraus, bringt Statuen zum Sprechen und dergleichen. Das ist ein weiterer Charakterzug, den du an den Ägyptern feststellen wirst, Decius: Sie haben keinen Sinn für Anstand, wenn es um Religion geht. Keine Dignitas, keine Gravitas; anständige römische Rituale und Opfer üben keinerlei An-

ziehungskraft auf sie aus. Sie mögen mehr die Art, wo die Betenden ganz engagiert und emotional bei der Sache sind.«

»Widerlich«, schnaubte der Sekretär.

»Sie sehen aus, als ob sie sich amüsieren«, sagte ich. Mittlerweile überquerte eine große Sänfte die Straße, noch höher als unsere und getragen von weiteren fanatischen Gläubigen, die nicht viel zu ihrer Stabilität beitragen konnten. Auf der Sänfte stand ein Thron, auf dem ein Mann saß, der eine extravagante purpurne, mit goldenen Sternen übersäte Robe und einen hohen Hut mit einem silbernen Halbmond auf der Spitze trug. Um einen seiner Arme war eine riesige Schlange gewickelt, in der anderen Hand hielt er eine Peitsche von der Art, wie man sie benutzt, um aufsässige Sklaven zu bändigen. Ich konnte erkennen, daß er einen schwarzen Bart, eine lange Nase und dunkle Augen hatte, aber sonst sah man nicht viel. Er blickte erhobenen Hauptes nach vorn, als würde er das schwirrende Spektakel, das zu seinem Wohlgefallen auf der Straße inszeniert wurde, gar nicht bemerken.

»Der große Mann höchstpersönlich«, meinte Rufus verächtlich.

»Das ist Ataxas?« fragte ich.

»Eben jener.«

»Ich frage mich«, sagte ich, »warum eine Prozession hoher Regierungsbeamter einem Pöbel Platz macht, den man in Rom mit molossischen Hunden aus der Stadt jagen würde.«

Rufus zuckte die Schultern. »Das ist eben Alexandria. Unter der dünnen Schicht griechischer Kultur sind diese Menschen nach wie vor so priesternärrisch und abergläubisch, als ob sie noch immer unter den Pharaonen leben würden.«

»In Rom herrscht auch nicht gerade Mangel an religiösen Scharlatanen«, betonte ich.

»Schon nach kurzer Zeit am Hof wirst du den Unterschied erkennen«, prophezeite mir Rufus.

Als die wüste Prozession vorbeigezogen war, setzten wir unseren würdevollen Marsch fort. Ich erfuhr, daß wir uns auf der Via Kanopos befanden, der Haupt-Ost-West-Verbindung in Alexandria. Wie alle anderen Straßen war sie gerade wie ein Kreidestrich und verlief vom Nekropolis-Tor im Westen bis zum Kanopos-Tor im Osten. In Rom waren Straßen, in denen zwei Menschen aneinander vorbeigehen konnten, ohne sich seitlich abzuwenden, eine Seltenheit. Auf der Kanopos-Straße konnten zwei Sänften wie unsere mit Leichtigkeit passieren, und es blieb auf beiden Seiten immer noch reichlich Platz für Fußgänger.

Es gab strikte Bestimmungen, wie weit die Balkone in die Straßen ragen durften, und Wäscheleinen quer über die Straße waren verboten. Das ist in gewisser Weise ein erfrischender Anblick. Aber wenn man in Rom aufgewachsen ist, entwickelt man eine Vorliebe für das Chaos, und nach einer Weile empfand ich all die Regelmäßigkeit und Ordnung als bedrückend. Mir ist klar, daß es einem zunächst wie eine gute Idee vorkommen muß, eine Stadt zu planen, wo nie zuvor eine Stadt gestanden hat, und dann dafür zu sorgen, daß sie nicht an den Krankheiten leidet wie andere Städte oder Rom, die einfach wachsen und wuchern. Aber ich hätte keine Lust, in einer Stadt zu leben, die ein veritables Kunstwerk ist. Ich glaube, daß dies der wahre Grund für den Ruf der Alexandriner ist, ein besonders zügelloses und wildes Leben zu führen. Wenn man gezwungen ist, in einer Umgebung zu leben, die von Platon persönlich entworfen sein könnte, muß man Erleichterung und ein Ventil für die menschlichen Triebe suchen, die die Philosophen stets verachtet haben. Amoralität und Ausschweifungen sind vielleicht nicht die einzige Lösung, aber sie sind bestimmt die attraktivste.

Nach einer Weile bogen wir in nördlicher Richtung in eine breite Promenade ein. Vor uns lagen mehrere imposante Gebäude, einige umfaßt von zinnengekrönten Verteidigungsmauern. Wir setzten unseren Weg fort und passierten bald den ersten jener gigantischen Komplexe zu unserer Rechten.

»Das Museion«, sagte Rufus. »Es gehört eigentlich zum Palast, liegt jedoch außerhalb der Festungsmauer.«

Es war ein eindrucksvolles Gebäude mit einer breiten Treppe, die zum Tempel der Musen aufstieg, der dem gesamten Komplex seinen Namen gegeben hatte. Von weit größerer Bedeutung als der Tempel selbst waren jedoch die Gebäude, die ihn umgaben und in denen viele der größten Gelehrten der Welt auf Staatskosten ihre Studien trieben, ihre Werke veröffentlichten und Vorlesungen abhielten, wie es ihnen gefiel. Da es auf der ganzen Welt keine vergleichbare Einrichtung gab, hatte man sie nach dem Tempel benannt. Später hießen ähnliche Institutionen, die man nach ihrem Vorbild gegründet hatte, ebenfalls Museion.

Noch berühmter als das Museion war die große zugehörige Bibliothek. Hier wurden alle wichtigen Bücher der Welt aufbewahrt, hier wurden Kopien erstellt und in die gesamte zivilisierte Welt verkauft. Hinter dem Museion konnte ich das gewaltige abgeschrägte Dach erkennen, das alle umgebenden Gebäude winzig erscheinen ließ. Ich machte eine Bemerkung über seine immensen Ausmaße, aber Rufus winkte ab, als ob es sich um eine Trivialität handele.

»Das ist nur die kleinere Bibliothek. Sie heißt Mutterbibliothek, weil es sich um die ursprüngliche, von Ptolemaios Soter selbst gegründete Sammlung handelt. Die größere Tochterbibliothek ist an das Serapeion angeschlossen. Es heißt, der gemeinsame Bestand umfaßt mehr als siebenhunderttausend Bände.«

Das klang unglaublich. Ich versuchte, mir auszumalen, wie siebenhunderttausend Bücher auf einem Haufen aussahen. Ich stellte mir eine ganze Legion vor plus einer zusätzlichen Hilfskohorte. Das wären dann etwa siebentausend Mann. Ich stellte mir weiter vor, wie diese Armee nach der Plünderung von Alexandria aus der Stadt marschierte und jeder Soldat hundert Bücher trug. Doch irgendwie wurde die Zahl dadurch nicht begreifbarer. Der Wein hat wahrscheinlich auch nicht geholfen.

Als wir das Museion rechts hinter uns gelassen hatten, kamen wir durch ein weiteres Tor und befanden uns auf dem eigentlichen Palastgelände. Der Palast von Alexandria war ein weiterer Beleg des mittlerweile bekannten Drangs der Diadochen-Könige, alles größer zu bauen als irgend jemand zuvor. Die unbedeutenderen Gebäude waren von der Größe gewöhnlicher Paläste, die Gärten hatten die Ausdehnung von Stadtparks, die Heiligtümer waren so groß wie ganze Tempel. Es war eine richtiggehende Stadt in der Stadt.

»Ganz ordentlich für Barbaren«, sagte ich.

Wir wurden an der Treppe vor einer ausgedehnten Säulenhalle abgesetzt, die die gesamte Länge eines schier endlosen Gebäudes einnahm. Oben erschien eine Schar von höfischen Offiziellen, unter ihnen ein wohlbeleibter Mann mit freundlichem Gesicht, den ich von seinen Besuchen in Rom kannte: Ptolemaios, der Flötenspieler. Er begann im selben Moment die Stufen des Palastes hinauzusteigen, in dem Creticus aus seiner hochaufragenden Sänfte kletterte. Ptolemaios wußte, daß er keinesfalls oben auf dem Absatz warten durfte. Ein römischer Offizieller stieg bestenfalls Treppen, um einen höherrangigen römischen Offiziellen zu begrüßen.

»Der alte Ptolemaios ist fetter denn je«, bemerkte ich.

»Und ärmer denn je ist er auch«, sagte Rufus, als wir schwan-